

Zu Unrecht vergessen?

Von Beate Stender

Es ist eine Crux mit den unbekannten Komponisten: Waren sie tatsächlich unbegabter als ihre berühmten Zeitgenossen oder stand ihnen schlichtweg ihr Eigensinn im Weg, Melodien von universellem Ausdruck zu schaffen? Gibt es das überhaupt: «zu Unrecht» vergessene Komponisten?

Gibt es, so der Autor und Musikwissenschaftler Helmut Krausser. In seinem Buch «Zwei ungleiche Rivalen» erzählt er die Geschichte von zwei hochbegabten italienischen Komponisten, von denen der eine, Giacomo Puccini, später bekanntermaßen Weltruhm erlangte, während sein Zeitgenosse Alberto Franchetti noch zu Lebzeiten in der Versenkung verschwand. Zu Unrecht, wie Krausser findet: denn Franchetti sei nicht nur «Puccinis ernstzunehmender Konkurrent» gewesen, sondern «in vielen außermusikalischen Bereichen, sogar dessen Vorbild». Wer aber war dieser heute unbekannte Komponist, der mit Opern wie «Asrael» (UA 1888), «Cristoforo Colombo» (UA 1892) und dem Epos «Germania» (UA 1902) zu Lebzeiten große Erfolge feierte, dann im Zuge des Ersten Weltkriegs so vollkommen von der Bildfläche verschwand, dass heutzutage nicht ein-

mal mehr einschlägige Musiklexika seinen Namen erwähnen?

Anhand einer Reihe sorgfältig ausgewählter Briefe spürt Krausser in seinem Buch dieser Frage dokumentarisch nach und verwebt seine Ergebnisse chronologisch mit der Biographie Puccinis. Beide Komponisten, so Krausser, kannten sich, teilten sich sogar denselben Librettisten Ferdinando Fontana und frönten darüber hinaus derselben Lust nach Frauen, schnellen Autos und einem dekadenten Lebensstil. Einziger Unterschied: Alberto Franchetti übertraf Giacomo Puccini mit seiner Vorliebe für Automobile und seiner Erotomanie um Längen! Musikalisch begabt waren schließlich beide. Warum aber der eine Lebensweg so und der Andere so verlief, bleibt, so muss man Kraussers Buch interpretieren, letztlich dem Leben selbst geschuldet. Da sind zum einen die erhellenden Briefe zwischen Alberto Franchetti und seinem Vater, dem Baron Raimondo Franchetti, die zeigen, dass der junge Franchetti den Großteil seines Lebens von seiner Familie finanziert

wurde. Die mehr als wohlhabenden Verhältnisse des jüdischen Geschäftsmannes und Großgrundbesitzers Raimondo Franchetti sowie der Bankierstochter Sara Lusia Rothschild waren dem Sohn Alberto in Fleisch und Blut übergegangen, wobei die finanziellen Unterstützungen später so weit gingen, dass sein Vater nicht nur seine erste große und erfolgreiche Oper «Asrael» am 11. Februar 1888 in Lucca realisierte, sondern auch permanent seine Schulden bezahlte. Sein protegierter, verschwendischer Lebensstil blieb natürlich nicht unbeachtet: der neidvolle Vorwurf einiger Zeitgenossen, er würde dem für einen Künstler lebensnotwendigen und fruchtbaren Existenzkampf aus dem Weg gehen, konnte Franchetti mit seinem zunehmenden tatsächlichen Erfolg zurückweisen. Tatsächlich beschäftigt hat den jungen Komponisten wahrscheinlich eher die lebenslange Verpflichtung gegenüber dem Vater, permanent Rechenschaft über seine Arbeit und sein Leben ablegen zu müssen. Erst als dieser im Jahr 1905 starb, konnte sich Franchetti, so Krausser,

von dem hohen Erwartungsdruck befreien («Mit dem Vater stirbt auch ein Großteil seiner Motivation, sich künstlerisch zu beweisen») und er legte eine längere kreative Pause ein, aus der er jedoch später, gekoppelt mit einem Aufführungsverbot der Faschisten, nicht mehr herausfand und ihm somit eine erfolgreiche Rückkehr als Komponist verwehrt blieb.

Doch das dürfte mitnichten der einzige Grund für die verschiedenen Lebensläufe gewesen sein. 1890 begann der mittellose Puccini (der, wie Krausser bemerkt, seinen Neid an Franchettis Lebensstil nicht verstecken konnte) an seiner Oper «Manon Lescaut» zu arbeiten, die als Verismo-Oper seinen zukünftigen Erfolg begründet hat. Große Umbrüche hatten sich Ende des 19. Jahrhunderts in der



Helmut Krausser: Zwei ungleiche Rivalen: Puccini und Franchetti. Edition Heidenreich bei C. Bertelsmann 2010, 224 Seiten, 18,95 Euro

italienischen Oper angekündigt: weg von der Opera buffa und ihren Ständeklauseln, hin zur dramatischen Oper, die gegenwärtige und lebens-echte Themen verhandelt. Die Verismo-Oper entsprach den realistischen Tendenzen des 19. Jahrhunderts, und Puccini folgte ihr; der Erfolg von «Manon Lescaut» sollte ihm recht geben. Franchetti jedoch zeigte sich den neuen Tendenzen gegenüber abwehrnd: als «zu uneinheitlich, zu sehr auf die jeweilige Situation hin komponiert» erschien ihm die Oper seines Rivalen. Seine eigenen Werke – er galt als Bewunderer und Nachahmer Wagners – sprachen noch die «alte» Sprache: musikalisch

erhaben, verschleierte Harmonien, übergreifende formale Zusammenhänge. Um mithalten zu können, wagte Franchetti nach einigem Zögern zwar auch einige Versuche

in Richtung Verismo-Oper, doch die Stücke konnten keine großen Erfolge feiern: Die neue Oper lag ihm einfach nicht, wie Krausser betont.

Im Folgenden passierte das, was der Nachwelt heute allgemein bekannt ist: während Puccini als Stern am Opernhimmel aufstieg und der Nachwelt ein Begriff blieb, versank Franchetti in der Dunkelheit. Für den Autor ist klar, dass es der Zeitgeist war, der beide Komponisten auseinanderdriften ließ: «Das Publikum entschied sich dafür, Franchetti auszusortieren, mit einigem Recht. Was könnte uns hingegen hindern, die Musik Franchettis so zu hören, als wäre er dreißig Jahre früher geboren?» Ob man dieser Aufforderung folgt oder es einfach beim Lesen dieses als Sachbuch gedachten Werkes belässt, ist jedem selbst überlassen. Und auch wenn ein paar pointiertere Wertungen nicht geschadet hätten, gibt «Zwei ungleiche Rivalen» einen interessanten Einblick in das unterschiedliche Leben zweier Komponisten, die beide nicht nur Kinder ihrer Zeit waren, sondern vielleicht sogar mehr Ähnlichkeit besaßen als angenommen. Das Schlussplädoyer, «der Vergangenheit stets ein Türchen und beide Ohren» offenzuhalten, kann in diesem Zusammenhang jedenfalls nur zugestimmt werden.

Jüdische Kulturtage in einer Stadt, in der vor 120 Jahren nur fünf jüdische Familien lebten – eine neuzeitliche jüdische Tradition also gar nicht vorhanden ist? Es mag überraschend klingen, aber in dieser südbadischen Stadt am Nordufer des Bodensees, heute mit rund 22.000 Einwohnern, darunter etwa 12 bis 15 jüdischen Glaubens, einer sogenannten «Große Kreisstadt», kann anhand von Dokumenten bereits für das Jahr 1226 eine aktive jüdische Präsenz, Friedhof und Synagoge eingeschlossen, nachgewiesen werden. Weitere Dokumente belegen, dass Ende des 13. Jahrhunderts zumindest einige Juden Überlingen im Geldgeschäft tätig waren, so zum Beispiel eine gewisse Guta von Überlingen, die 1289 dem Bischof Friedrich von Montfort eine «beachtliche Geldsumme» übertragen haben muss. Man kann über eine «Judenstraße» nachlesen wie auch über einen «Rabbi Menlin von Überlingen». Dies alles jedoch kam 1332 zu einem abrupten Ende: In diesem Jahr wurden der Überlieferung nach über 300 Juden Überlingens in ihrer Synagoge lebendig verbrannt, nachdem zuvor ein christliches Kind in einem Brunnen tot aufgefunden wurde und man die Juden für dessen Tod verantwortlich machte; als Beweis führte man an, dass der Leichnam vor einem jüdischen Haus angeblich zu bluten begann – erst viel zu spät konnte man dem christlichen Wächter des jüdischen Friedhofes die Tat mit sexuellem Hintergrund nachweisen. Weitere Pogrome sollten folgen, so etwa infolge des «Schwarzen Todes» 1349 oder 1429 durch einen weiteren angeblichen Ritualmord im 45 Kilometer entfernten Ravensburg. Die Anschuldigungen gingen bis nach Überlingen, resultierend darin, dass man zwölf Juden auf dem Scheiterhaufen verbrannte, während elf weitere durch Konvertierung zum Christentum ihr Leben retten konnten. Somit war die einst bedeutende jüdische Gemeinde in Überlingen zu ihrem Ende gekommen und wurde erst 1862, wenn auch in wesentlich kleinerer Dimension, wieder erneuert, nun in Verbindung mit dem nahen Konstanz. Den bereits erwähnten fünf jüdischen Familien gelang es bis spätestens 1938, nach England oder in die USA auszuwandern.

Jugendliche sind «mit im Boot»

Der Stein zu den ersten Jüdischen Kulturtagen in Überlingen wurde zweifelsohne von der in Stuttgart gebürtigen Karin Walz angestoßen, die sich hauptberuflich mit Persönlichkeitstraining, darunter Coaching mit



Geschichtslehrer Frank Reimann (ganz links) mit seinem Team zum Projekt «Fotoausstellung „Spuren jüdischer Geschichte in Überlingen“»: Lisa Wohlauf, Isabell Endres, Eva Wanner, Anja Straub, Tessa Weyrauch, Anna Fleisch.

Pferden, beschäftigt. Während ihrer Jahre in Berlin kam die Protestantin mit jüdischem Leben in Berührung und baute ihr wie aus dem Nichts gekommenes Interesse durch direkte Kontaktaufnahme zu Mitgliedern aus der jüdischen Gemeinde sukzessive aus. Nach ihren Umzug an den Bodensee trug sie schließlich im Herbst 2007 zum ersten Mal gemeinsam mit Thomas Hirthe und dem Historiker Oswald Burger ihre Ideen dem Stadtrat vor, wobei insbesondere auch Jugendliche «mit ins Boot» genommen und damit angesprochen werden sollten. Sich vor allem dem Grundsatz Martin Bubers besinnend, die «offene Begegnung mit der facettenreichen jüdischen Kultur der Gegenwart und Vergangenheit als Grundlage für ein besseres gegenseitiges Verständnis» zu fördern, wurden die Vorschläge des Trios

schnell aufgegriffen und realisiert. Bereits ein Jahr später fanden im September 2008 die ersten jüdischen Kulturtage statt. Gezielt wählte man den Beginn des Monats September, um die Umsetzung dieser Idee mit dem Europäischen Tag der jüdischen Kultur, der seit 1999 jährlich am ersten Sonntag im September begangen und heute in fast 30 europäischen Ländern von jüdischen und nichtjüdischen Organisationen gemeinsam veranstaltet wird, zu koppeln. 2009 sollten die zweiten folgen. Zwischenzeitlich einigte man sich auf einen Zweijahresrhythmus: Die 3. Jüdischen Kulturtage in Überlingen fallen dieses Jahr auf den 1. bis 4. September.

Das Programm ist für eine Stadt dieser Größenordnung überraschend vielfältig. Bereits ab 24. August findet im Foyer der Sparkasse

Bodensee eine Fotoausstellung statt, die von Schülerinnen der 10. Klasse der Realschule Überlingen mit Unterstützung ihres Klassenlehrers Frank Reimann auf die Beine gestellt wurde. Über mehrere Wochen wurde mit großem Engagement recherchiert und fotografiert, um interessierten Besuchern einen Blick in die Vergangenheit und Gegenwart jüdischen Lebens in der mittelalterlich geprägten Stadt zu ermöglichen. Kurze Texte erläutern die Stationen der Zeitreise. Diese beginnt mit den ältesten Steinzeugen, den Grabsteinen jüdischer Bürger. Andere Steine, sogenannte Stolpersteine, erinnern vor mehreren Gebäuden an die Geschichte verfolgter Überlinger in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine der an diesem Projekt beteiligten Schülerinnen, die 17-jährige Isabell Endres, erzählt, dass sie

eigentlich noch nie mit Juden direkt in Kontakt kam, mit Ausnahme dieses einen Tages, den die gesamte Projektgruppe im Rahmen ihrer Arbeit in der jüdischen Gemeinde zu Konstanz verbringen konnte. Irgendwann, so Endres, wandte sich ihr Klassenlehrer an die gesamte Klasse mit der Frage, wer denn Interesse hätte, an einem solchen Projekt mitzumachen, da das benachbarte Gymnasium bereits ein Filmprojekt zum jüdischen Leben in Überlingen umsetzen wollte. Schnell waren die sieben Schülerinnen bereit, jüdisches in sämtlichen Aspekten aus der Vergangenheit durch Fotografien zu belegen. Im Geschichtsunterricht selbst würden zwar Deutschland, das «Dritte Reich» wie auch die Judenverfolgung durchgenommen, der Bezug dazu bliebe jedoch durch die Addierung historischer Ereignisse «eher abstrakt». Mit der praktischen Arbeit war endlich die Möglichkeit gegeben, aktiv die eigene Geschichte, vor allem die der Heimat, aufarbeiten zu können.

Keine leichte Arbeit

Keine leichte Arbeit hatten sechs Gymnasiasten im Alter von 16 bis 19 Jahren mit dem bereits erwähnten Videoprojekt, für das sie sich über mehrere Monate einarbeiteten: Es galt, die Geschichte jüdischer Bürger in der älteren und jüngeren Vergangenheit, die Situation in der Gegenwart und die Frage nach der Zukunft filmisch zu dokumentieren. Bereits im ersten Workshop stand für die Schüler fest, dass «kein Lehrfilm» gedreht werden solle. Die Schüler, das waren Jakob Frick (17) als Teamleiter, Emily Brandt (18) für die Recherche, Johannes Saal und Florian Kranich (beide 16) für den Schnitt, Sophie Rehberge (18) für die fotografische Dokumentation sowie Katrin Boenert (19) und Joshua Wagner (16). Entstanden ist schließlich ein Film von Jugendlichen für Jugendliche, der aber durchaus auch Erwachsenen Denkanstöße geben und neue Informationen vermitteln soll.

Eröffnet werden die Kulturtage am 1. September vom stellvertretenden Bürgermeister Überlingens, Lothar Fritz; Michel Bollag, Fachreferent Judentum am Zürcher Lehrhaus, wird bei dieser Gelegenheit einen Festvortrag halten. Außerdem veranstaltet die Volkshochschule Bodenseekreis am 2. und 3. September in der Tanzschule «Päpler Dancers Inside» einen zweitägigen Tanzworkshop mit israelischen Folklore tänzen. Es sollen dabei, so die Ausschreibung, nicht nur die Grundschritte erlernt, sondern auch «ein kleiner Überblick über die Vielfalt des israelischen Volkstanzes gewonnen werden». Das Kino «Cinegreth»

zeigt den Film «Im Himmel, unter der Erde» von Britta Wauer, der auf den 61. Internationalen Filmfestspielen Berlin 2011 den Panorama-Publikumspreis erhielt. Das Restaurant «Buchinger am Bodensee» hat ein «Dinner mit Musik und Modenschau» auf dem Programm: Während Chefkoch Hubert Hohler ein Vier-Gänge-Menü mit Gerichten aus der jüdisch-israelischen Küche präsentiert, werden Benjamin Engel (Saxophon) und Barbara Klobe (Klavier, Gesang) mit jazziger Dinner-Musik jüdischer Komponisten das Publikum erfreuen. Eine zusätzliche Modenschau mit «exklusiven Kippa-Kreationen» des Münchener Designers Hannes Hein wird die Veranstaltung abrunden.

Der Samstag beginnt, neben einer Fortsetzung von israelischen Volkstänzen, mit einem Gespräch unter dem Motto: «Alles wirkliche Leben ist Begegnung»; Teilnehmer des deutsch-israelischen Jugendaustausches 2011 treffen sich in der Martin-Buber-Jugendherberge und erzählen von ihren Erfahrungen in Israel. Im Kino ist der Film «Du sollst nicht lieben» von Haim Tabakman nach einem Buch von Merav Doster (Israel/Frankreich/Deutschland 2009) zu sehen. Im «KulturRaum Kapuzinerkirche» gibt es am Abend ein Konzert für Gitarre und Streichquartett mit Heike Matthiesen (Gitarre) und dem Konstanzer «Circolo Quartett» (Kyoko Tanino, Pawel Katz, Margit Bonz, John Wennberg).

Die diesjährigen Kulturtage enden schließlich mit dem Sonntag und einem weiteren Konzert sowie verschiedenen Vorträgen, darunter ein Podiumsgespräch unter der Überschrift «Antisemitismus heute» mit Joel Berger (Landesrabbiner a. D., Stuttgart) und Wolfgang Benz (ehemals Zentrum für Antisemitismusforschung, Berlin), einem Vortrag im Städtischen Museum über «Jüdisches und Hebräisches in der Leopold-Sophien-Bibliothek», gehalten von Oswald Burger, oder einem Vortrag des Leiters des Städtischen Kunstmuseums Singens, Christoph Bauer, über «Künstler in nationalsozialistischer Zeit am Bodensee. Die „Höri-Künstler“». Wie Karin Walz gegenüber der «Jüdischen Zeitung» betonte, arbeiten alle ehrenamtlich, ein Projektbudget läge nicht vor. Die einzelnen Veranstalter arbeiten demnach durchwegs auf eigene Rechnung und tragen somit auch das finanzielle Risiko selbst.

Matti Goldschmidt

<http://www.hirtheengel.de/kultur/veranstaltungen/juedischekulturtageuberlingen/index.php>

Quergelesen

Hollywood-Produzent als Mossad-Agent entlarvt

Seit Monaten, eigentlich schon seit Jahren sind die Gerüchte um den «berühmt-berüchtigten» jüdischen Hollywood-Filmproduzenten Arnon Milchan immer unaufhaltsamer geworden. Das FBI ermittelte schon seit einiger Zeit wegen Waffenschmuggels und anderer Delikte gegen ihn. Es ist allerdings in den USA nie zu einer Anklage gekommen. Mit «gutem Recht»? Ein kürzlich erschienenes Buch von Meir Doron und Joseph Gelman bestätigt, was den Bereich der Vermutung nun verlässen hat: Milchan war nicht nur ein brillanter Filmhersteller («JFK», «Pretty Woman», «The Devil's Advocate», «Dizengoff 99»), er war sozusagen im Nebenberuf als Mossadagent Waffenschmuggler «feinster Güte», ein israelischer Patriot, wie er sich nun gerne, halb-inflagranti ertrappt, bezeichnet, schwerreich (4 Milliarden laut «Forbes») und mit allen Großen (nicht nur Schauspielern) dieser Welt befreundet (Ariel Scharon, Robert de Niro, Brad Pitt et al.).

Man darf annehmen, dass ohne die «Schirmherrschaft» von Schimon Peres dieser Blockbuster eines Buches wohl nicht aus der Print-Taufe gehoben worden wäre: «Confidential: The Life of Secret Agent Turned Hollywood Tycoon Arnon Milchan» (New York, 2011). Peres nämlich scheint die geradezu überdimensionale Vaterfigur Milchans zu sein, der schon früh von dem jetzigen Präsidenten Israels für LAKAM angeworben wurde, in den 60-er oder 70-er Jahren. Peres gilt als der Vater der «jüdischen» Atombombe und im Buch gibt er die Geheimbeziehung zu Milchan direkt/indirekt auch zu LAKAM (schlag nach bei Victor Ostrovsky) ist/war eine Geheimzelle im israelischen Verteidigungsministerium, die sich u.a. für die Beschaffung von Nukleartechnik «interessierte» und dafür Millionen zur Verfügung hatte. Benjamin Blumberg, ihr wichtigster Repräsentant, später

durch den umtriebigen Rafi Eitan (Pollard-Affäre) ersetzt.

Diese neue politische Offenheit und publizistische Transparenz scheint auf den ersten Blick eher verblüffend. Vor allem für deutsche Augen, denn diese bemerkenswerte (und erklärbare) teutonische Zurückhaltung bei den unzähligen Mossadaktionen der letzten Jahrzehnte war ja (nicht zuletzt im «Spiegel») nach der Ermordung eines Hamas-Politikers in Dubai im Januar letzten Jahres nahezu aufgehoben. Enough is enough, auch in Deutschland.

Bei Yossi Melman («Haaretz») fanden wir im Juli die ersten Hinweise auf diese Buch-Sensation (zunächst stolperten wir über eine Anzeige des New York Buchverlages in der «American Free Press», einer radikalen antizionistischen US-Zeitschrift). Melman interviewte dann auch die aus Israel stammenden Autoren, die bereitwillig Auskunft gaben und erklärten, wie sie Milchan in ihre

publizistischen Netze einzuspannen verstanden. Das ist guter Journalismus und für den Betroffenen gab es offenbar nur noch die «Flucht nach vorn».

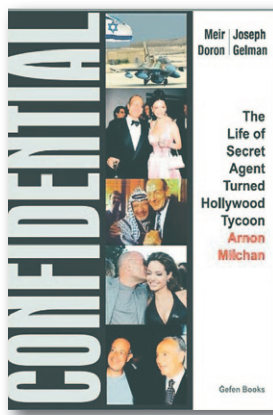
Die Verwicklungen in die diversen («intimsten») Waffengeschäfte zwischen den USA, Israel, Südafrika, dem Iran (unter dem Schah), bei denen Milchans Firmen für die Beschaffung von Dimonas Kerntechnik Pate standen, ist geradezu atemberaubend. Wer woran dabei profitierte, wurde uns bisher allerdings nicht so ganz klar. Wurden Milchans Hollywood-Aktivitäten (ähnlich des untergegangenen Maxwell-Imperiums) vor allem von Mossad-Geldern finanziert? Denkbar. Die Profite gingen offenbar in die Millionen, und aus diesen astronomischen Profiten wurden dann immer wieder neue Geheimoperationen Israels in aller Welt finanziert. Mit versteckten Bankkonten in allen Winkeln dieser Erde. Buchhalter hier gewesen zu sein? Ein

Graus! Wer hätte diesem enormen Geldzuwachs «aufklärerisch» Stand gehalten?

Übrigens hat sich diesbezüglich vor 20 Jahren der ehemalige israelische Agent Ari Ben-Menashe in seinem wichtigen Buch «Profits of War» (1992) geäußert, das vor allem die (teils noch immer im Dunkeln liegenden) diversen Iran-Contra-Aktivitäten (auch Israels Waffenlieferungen in den Iran Anfang der 80-er Jahre) untersuchte.

Die Auswertung dieses neuen Werks von Doron und Gelman steht uns Politaiern und Aushilfshistorikern erst noch bevor und beim Blick in den Index werden manche vielleicht erröten. Doch durch ein Glas Champagner sind die Scham oder die «Moralqualen» unserer Geschäftsleuten mit Blick auf den Nahen Osten vielleicht irgendwie zu verdrängen. Es muss ja nicht gleich Rotwein in einer Genfer Badewanne sein.

Andreas B. Mytze



Meir Doron/Joseph Gelman: Confidential: The Life of Secret Agent Turned Hollywood Tycoon Arnon Milchan. Gefen Books 2011, 310 Seiten, 24,95 US-Dollar